

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Band: - (1938)
Heft: 2

Artikel: Die Dichterin Nina Camenisch in ihren Briefen an Prof. Otto de Carisch
Autor: Pieth, F. / Camenisch, Nina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Die Dichterin Nina Camenisch in ihren Briefen an Prof. Otto de Carisch.

Mitgeteilt von Prof. Dr. F. Pieth, Chur.

Vorbemerkung des Herausgebers. „Meine Briefe an Sie, mein Lieber, sind mir eine Art Tagebuch, worin ich mein Innerstes niederlege.“ So schrieb die Dichterin Nina Camenisch von Sarn einmal an Prof. Otto de Carisch¹, ihren engern Lands-

¹ Prof. Otto de Carisch, ein in gar mancher Beziehung um unser Land hochverdienter Mann (vgl. das schöne Lebensbild im „Bünd. Monatsbl.“ 1859 S. 105), wurde am 10. Oktober 1789 in Sarn geboren, besuchte von 1806 an die evangelische Kantonsschule, studierte dann in Bern und Berlin Theologie, war zwischenhinein einige Zeit Hauslehrer in der Familie Fischer in Eichberg (bei Altstätten, Kt. St. Gallen), dann Erzieher der Söhne des Kaufmanns Ant. Frizzoni in Bergamo, von 1819—24 und 1837—51 Professor an der evangelischen Kantonsschule in Chur und 1824—25 Pfarrer im Puschlav. Er verfaßte neben Schul- und Erbauungsbüchern auch ein romanisches Wörterbuch und besorgte 1856, zwei Jahre vor seinem Tode, im Auftrag der Basler Bibelgesellschaft eine neue, verbesserte Auflage des oberländerromanischen Neuen Testaments. Der Familiennamen kommt bald als Carisch, bald als de Carisch vor. Prof. de Carisch sagt in seiner Autobiographie, daß er sich in den Familienschriften, wie auch auf dem 1622 in Sarn von Clemens de Carisch (C. d. C.) erbauten Stammhause durchwegs als de Carisch vorfinde, ohne auf Adel Anspruch machen zu können. Da, wo heute das Dorf Sarn stehe, befanden sich ehemals bloß einige Höfe, deren Namen noch den einzelnen Abteilungen des Dorfes geblieben seien, so Carisch („die Gegend, wo unser Stammhaus steht“), Luvren, Muntaschi, Muntatsch und Zarniels. Vom Hofe Carisch habe die Familie wohl ihren Geschlechtsnamen.

mann und väterlichen Freund, der damals in Chur im Ruhestand lebte. Und de Carisch bemerkt in seinem „Rückblick auf mein Leben“, einer umfassenden Autobiographie², daß, wenn etwa bei einer zweiten Auflage ihrer Gedichte Bruchstücke aus ihren Briefen aufgenommen würden, diese der Verfasserin bei vielen nicht weniger Achtung und Bewunderung erwecken würden als die Gedichte selbst.

Nun ist nach der ersten Auflage der „Gedichte eines bündnerischen Landmädchens“ von 1856 eine zweite vermehrte Auflage 1860, eine dritte vermehrte 1884 und eine vierte 1898 erschienen. 1899 veröffentlichte die Dichterin ihre „Geschichten und Sagen aus Alt Fry Rätien. Aber die Bruchstücke aus den Briefen, von denen Prof. de Carisch spricht, konnten nicht erscheinen, weil sie wohl nur in seiner Lebensbeschreibung aufbewahrt sind. Diese aber ist trotz ihres aufschlußreichen Inhalts bis jetzt Manuskript geblieben und deshalb wohl ganz wenigen bekannt geworden. Mit ihr sind auch die Bruchstücke aus den Briefen der Dichterin unbekannt geblieben. In der Tat aber sind sie es wert, veröffentlicht zu werden als Beitrag zu den biographischen Mitteilungen, die seinerzeit über sie erschienen sind³.

Eine ebenso erfreuliche wie ganz unerwartete Erscheinung – so schreibt Prof. de Carisch in seinem Rückblick – war mir in dem Leben dieser letzten Jahre die Bekanntschaft mit meiner Landsmännin Nina Camenisch, die mir eine sehr liebe Freundin wurde und manche Stunden dieser Jahre, auf mehr als eine Weise, sehr erheitert und verschönert hat. Gutes hatte ich von ihr, als einem sehr verständigen Mädchen, oft gehört, war aber nicht persönlich mit ihr bekannt geworden. Um so überraschender mußte es also für mich sein, anfangs September 1854 durch ihren Bruder ein Päckchen von ihr zu erhalten nebst einem Briefe, in welchem sie sagt: „Es wird Sie mein Brief und noch mehr das beigeschlossene Heft befremden. Möge sich dieses Befremden bald in freundschaftliches Wohlwollen für die Schreiberin verwandeln, mögen Sie nicht töricht oder zudringlich finden, daß ein Sarnen Mädchen wagt, einige selbstgemachte Gedichte Ihrer Beurteilung zu übersenden. Man hat mir geraten, sie drucken zu lassen. Ich möchte

² Eine Abschrift unter den Manuskripten der Kantonsbibliothek (B 2126).

³ Kurze Mitteilungen über das Leben der Dichterin (1826–1912) erschienen anlässlich ihres Todes im „Rätier“ 1912 Nr. 246 und 256, eine schöne Besprechung ihres dichterischen Schaffens von Prof. Dr. B. Hartmann im Bündn. Haushalts- und Familienbuch 1915.

es aber nicht tun, ohne vorerst das Wort eines Kenners darüber zu vernehmen, und wende mich deshalb schüchtern an Sie. Sollte es Ihnen aber zuviel Mühe machen, meine unleserliche Schreiberei durchzusehen, so wird mein Bruder das Heft zurücknehmen, und ich verbleibe, wie Sie auch immer in dieser Sache zu handeln belieben, mit hochachtungsvollem Gruß

Ihre ergebenste N. C.

Ich gestehe, daß diese Ankündigung mich anfänglich mehr erschreckte als erfreute. Ich war schon langeher kein Freund von den Gedichten unserer neueren Poeten; bei aller Vollendung in der äußeren Form schienen sie mir zu wenig nachhaltigen Gehalt zu bieten, und nun gar eine Sammlung neuer Gedichte beurteilen und eine Entscheidung über Druck oder Nichtdruck abgeben zu sollen, erschien mir als eine gar kitzlige Aufgabe. Doch machte ich mich an ein flüchtiges Durchblättern und wurde allerdings durch die „Widmung“ angenehm bestochen und in noch höherem Grade durch andere überrascht, deren Titel mich anzog. In dieser Freude eilte ich zu meiner Frau und las ihr einige vor, über die sie ihre Bewunderung mit innigster Rührung äußerte und einigemal sogar in Tränen ausbrach. Eine ähnliche Wirkung bemerkte ich auch bei anderen Freunden und Freundinnen, denen ich sie später mitteilte, und besonders erfreulich war es mir, daß sie gleichen Anklang bei Herrn Dr. Gündel und Fritz Frizzoni fanden, denen ich schon ein kompetenteres Urteil zutrauen konnte.

Es ist natürlich, daß ich die junge Dichterin nicht lange auf eine Antwort warten ließ, sie auch bald nachher besuchte, und so entwickelte sich denn ein lebhafter Briefwechsel mit ihr, der unstreitig der interessanteste wurde, den ich in diesem Jahre [1854] führte und [der] unter uns ein recht trautes, inniges Freundschaftsverhältnis herbeiführte. Ich ließ, diesmal indes nicht nach eigener Auswahl, einige von ihnen im „Alpenboten“ abdrucken, riet aber, den Druck der übrigen noch zu verschieben.

„Es überraschte mich,“ sagt sie, „die ‚Begegnung und das sterbende Mädchen‘ im Alpenboten gedruckt zu sehen: erstens kam es mir wie Prahlerei vor, in einem bei uns so allgemein gelesenen Blatte aufzutreten, zweitens schienen diese Gedichte aus eigener trauriger Erfahrung geschöpft zu sein, was zwar nicht der Fall ist, mir aber doch Bemerkungen zuzog. . . . Die Verzögerung des Druckes ist mir recht,“ sagt sie in demselben Briefe, „denn es hat

für ein weibliches Gemüt etwas so Peinliches, dadurch der Welt unser Inneres so offen darzulegen, was doch der Dichter tun muß. Nur meine feurige Liebe zur Dichtkunst und mein Verlangen, mich darin auszubilden, konnte mich bestimmen, meine Produkte dem Kennerblicke nachsichtiger Freunde darzubieten.“

Von dem interessanten Briefe nach meinem Besuche im November 1854 nur dieses: „Früher stand ich mit meinen Bitten und Gedichten vor dem hochverehrten, aber doch fremden Manne etwas beschämt und bettelhaft da, aber jetzt sind Sie mein Freund, – und nicht wahr, einen Freund darf man doch etwas plagen? Dieses wohllobliche Vorrecht der Freundschaft nahm ich mir denn auch früher reichlich heraus, ehe Sie die Vollmacht dazu gegeben. Aber mit väterlicher Güte haben Sie es geduldet und mich dadurch kühn gemacht, daß ich nun geradezu mit der Tür ins Haus falle und das einfältige Mädchen um die Freundschaft eines Herrn Professors bittet, was wohl nein klingen mag.“

Den 24. November: „Sind Ihnen meine Briefe freundliche Blumen auf einem Lebenswege, der sie oft – wie Sie schreiben – am Grabe eines Freundes vorbeiführt, so sind mir die Ihrigen der Altar, auf den ich die leisesten Gedanken und Gefühle meines Herzens niederlege, vertrauend und beruhigt. Es ist eine herrliche Sache um einen solchen Briefwechsel, wo man sich voll und warm aussprechen kann, und verstanden und gehoben wird. Jeder Ihrer Briefe führt einen Schritt näher zu jener Seelenfreundschaft, die ich bisher nur geahnt habe, und wenn Sie mich erst „Du“ nennen (gern hätte ich Sie schon das vorige Mal darum gebeten, wagte es aber nicht), dann wird die Schranke der kalten Förmlichkeit vollends fallen, die das Landmädchen vom Herrn Professor trennt. Fürchten Sie nicht, daß alsdann an deren Stelle von meiner Seite eine kindisch unpassende Vertraulichkeit treten könnte, wie dies zuweilen der Fall sein mag. Ich werde nie vergessen, wie hoch Sie über mir stehen und wie viel ich Ihnen schuldig bin, aber freier und kindlicher soll mich Ihnen gegenüber das „Du“ machen, und Sie können mich auch besser zu rechtweisen, wenn hie und da eine der unliebenswürdigen Seiten meines Charakters hervortreten sollte.“

Den 31. Dezember: „Was mir Ihren Brief doppelt teuer machte, war die Anrede ‚Liebe Nina‘. Hier möchte ich auch sagen: ‚Wie heimelig bekannt.‘ Wohl nie ist mir mein Name schöner und poeti-

scher vorgekommen, als da Sie mir ihn geben. . . . Mädchenfreunde sind gewöhnlich plauderhafte Gespielinnen und junge Bengel. Wenn dies auch nicht bei mir der Fall ist, wenn Gott mir das Glück gewährt, im Kreise guter Eltern und Geschwister jede andere Gesellschaft entbehrlich zu finden, meine Freundinnen zwar wenige an der Zahl, aber bewährt sind, und ich mit jungen Herren, weder mit edeln, noch bengelhaften, wenig zu tun habe, mein Leben also wie eine Alpenquelle ruhig und klar dahinfließt, so ist mir doch Ihre Freundschaft, was der Alpenquelle ungefähr der Stern sein mag: himmlisches Licht in ihr irdisches Wasser, sie hält es fest, als ob es ihr bewußt wäre, daß es sie verschönere. . . . Was kann ich Ihnen dagegen bieten? Mein Vertrauen, sonst wohl nichts anderes, denn meine Achtung und Liebe haben Sie schon, meine Gedichte ebenfalls, und damit bin ich zu Ende. Also vertrauend wie ein Kind, will ich Sie in mein Gemüt blicken lassen, wo Ihnen jeder Gedanke ein freundliches ‚Willkommen bei uns!‘ zuruft und es Ihnen behaglich machen möchte. . . . Ob ich besondere Schicksale in der Liebe gehabt? Ich erkläre feierlich, daß ein Romanschreiber in großer Verlegenheit sein würde, wenn er mich als Heldin in eines seiner Werke aufnehmen müßte, denn erstens hatte ich, zurückgezogen in trauten Familienkreis, keine Sehnsucht nach interessanten Bekanntschaften, zweitens hatten interessante Bekanntschaften keine Sehnsucht nach mir, und drittens bin ich etwas ungenügsam, in Betracht auf Geist und Gemüt eines Mannes. Vielleicht mit Unrecht, aber ich bin einmal doch so.“

Den 7. Februar 1855: „Eine Dichterin hat vor anderen Mädchen ihre eigentümlichen Freuden, Leiden, Hoffnungen und Besorgnisse, nicht etwa weil sie ein höheres Wesen ist, o nein, das ist sie gar nicht, aber ein mehr zu törichtem Träumen geneigtes, mehr sich ihrer wahren Bestimmung entfremdendes, und darum weniger glücklich als das einfache Kind, dem ein Tand, ein Ballabend seine Welt ist. . . . Es ist gefährlich, wenn ein Mädchen sich ein anderes Ideal träumt als stilles Familienglück, und hätte sie Geist und Tätigkeit wie Königin Elisabeth, so bliebe sie dennoch, wie Schiller sagt, ein Kind mit eines Riesen Waffen. Aber es geht auf der anderen Seite auch nicht leicht, einen stolzen Geist und aufstrebende Talente in den engen Kreis und die oft sehr kleinlichen Kleinigkeiten des weiblichen Lebens zu zwingen. Man muß wahrlich selbst in einer solchen Lage gewesen sein, um ihre

ganze Bitterkeit zu begreifen. Es ist Goethes Adler mit dem verwundeten Flügel.“

Den 7. März: „Wie mir Hebels Gedichte gefallen? ‚Es weht frische Maienluft durch sie‘, wie es in der ‚Sonntagsfrühe‘ heißt. Wäre ich krank ans Bett gefesselt, würde mich dieses Gedicht noch kränker machen, vor Sehnsucht nach einem solchen Sonntagmorgen. Wie unnachahmlich kommt mir Hebel vor, wenn er die Natur sprechen läßt in der Sprache eines schlichten ländlichen Menschenkindes, auch da, wo so ein Menschenkind sie als seinesgleichen anredet, wie im ‚Morgenstern‘, der nach der ‚Sonntagsfrühe‘ mein Lieblingslied ist! Seine Geschwister, Tabakraucher und Liebesleutchen, sagen mir weniger zu, andere enthalten eine treffliche Moral, aber ich weiß nicht wie, die Moral liebe ich in Gedichten nicht. Sie scheint sich mit der Poesie nicht recht zu vertragen, oder sie müßte den Schwung des geistlichen Liedes annehmen, wie dies bei frommen Dichtern der Fall ist. Von Hebels Frische lebt etwas in meiner Seele, ich fühle das, ob sie aber auch in solche Blumen schießt? Sie lachen, Freund? Nur Geduld, ich lache vielleicht später auch, und wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Karfreitag, den 1. April: „So gehst du, liebster Jesus, hin, den Tod für mich zu leiden, für mich, der ich ein Sünder bin, dich oft vergaß in Freuden.“ So sagte mit dem frommen Dichter heute Herr Pfarrer Martin in seiner geist- und gemütvollen Predigt. Ein solches geistliches Lied, recht innig, recht zart, und dabei voll Kraft und Wahrheit, wie wir Deutsche einige besitzen, sind die schönsten Perlen der Poesie. Würde mir eines gelingen, ich wäre selig, aber ich wage mich nicht an den großen Gegenstand. In solchen Stunden der Weihe, wie sie der heutige Tag uns bringt, fühle ich lebhafter als je, wieviel mir noch fehlt, um den Namen einer Christin zu verdienen, und das Gelübde, das unsere jungen Konfirmanden soeben abgelegt, erinnert mich an mein eigenes, welches ich gehalten, wie die meisten es pflegen: halb und halb. Es liegt zuviel Erdenstaub auf unserem Wege zum Himmel, wohin uns Christus so schön vorangegangen ist. Die bald lockenden, bald widrigen Ereignisse des Lebens ziehen uns davon ab. Ich spreche hier leider aus eigener Erfahrung. Man tut nicht gerade viel Böses, aber man unterläßt so manches Gute.

Zur Entschuldigung unserer Heizenberger läßt sich doch auch

etwas sagen. Der Materialismus, dessen Sie uns zeihen, ist eine gewissermaßen zu entschuldigende Sache, wenn man das ganze Jahr mit schwerer Arbeit zu tun hat. Wie ja bei den Gelehrten der Geist das Übergewicht behält und der Körper deswegen zuweilen darunter leidet, so behält bei unseren Bauersleuten der durch einförmiges, ermüdendes Tagewerk angestrengte Körper das Übergewicht, und da vergißt sich's denn zuweilen, daß man einen Geist hat. Und was den eingewurzelten Schlendrian betrifft, so ist es freilich schön und leicht, ein Ideal häuslichen und bürgerlichen Glückes zu entwerfen, und so schwer, es ins Leben einzuführen! Dazu gehört eine Selbstverleugnung, die wirklich nicht jedermanns Sache ist und also auch allerdings nicht die unserer Heinzenberger.“

Ich könnte aus fast allen, und zwar sehr zahlreichen Briefen einzelne sinnreiche Stellen dieser Art herausschreiben, will mich aber nur noch auf wenige beschränken.

Vom 2. August: „In wenig Tagen geht es aufs Maiensäß, meinen eigentlichen Parnaß, denn dort sind meine besten Gedichte entsprossen. Kein Wunder! Man ist dort ein Naturkind wie sonst nirgends. Alle Bequemlichkeiten und Förmlichkeiten des Lebens – auch unsere Heinzenberger haben die ihrigen! – fallen da weg. Man schläft in Kleidern auf dem Heustock, gut und schlecht, wie man's eben kann, und der eisige Bergwind gibt Nachtkonzerte, wenn er durch die offenen Spalten des Stalles pfeift. Und der Morgennebel ist der erste Gast, wenn man, am niedern Herde kochend, die Türe offenlassen muß, des Rauches wegen. Und dann die Alp in nächster Nachbarschaft, mit ihren klingenden Schellen und verspäteten Alpenrosen und purpurenem Heidekraut und freundlichen Tieren, die da kommen, ihre Freunde und Verpfleger des Winters zu begrüßen. ‚Weiter unten, bei den braunen Ställen, hörst du wohl den hellen Sensenklang?‘, wo die Sonne die weite Hochebene mit ihren fleißigen, in weißen Hemdärmeln arbeitenden Leuten anlächelt und bei trübem Nebelwetter die seltsamen Nebelgestalten von der Erde aufsteigen, wie Geister, die mit ihren wehenden Schleiern und Leichentüchern die Mähder und Recherinnen bedecken und ihnen allerlei zuflüstern, was sie aber nicht weitererzählen dürfen. Das ist Poesie, und darum hat das Alpenleben auch schon hundert Dichter begeistert. Viele Alpenlieder haben wir ja, z. B. :

Von der Alpe tönt das Horn,
 Wie so traulich wunderbar,
 's ist doch eine eigne Welt,
 Nah dem Himmel usw.

Doch auch nah dem Himmel wird der Sänger dieses Liedes melancholisch, wenn er sagt:

Andre Blumen, andre Wolken, wie in einem Zauberreich,
 Nur mein Sehnen und mein Lieben bleibt sich ewig, ewig
 gleich.

Ich denke, würde die Alpenluft allen Kummer weghauchen können, so würde sie wohl viele Kurgäste bekommen. Einen Kummer macht sie mir auch, wenn ich an meinen Aufenthalt droben denke, daß sie kalt ist, und die Kälte ist mir zuwider, sei's in der Luft oder in der menschlichen Umgebung.“

Im vorhergehenden Brief, vom 24. Juni, sagt sie vom Alter, da ihr ältere Personen zu Freunden geworden:

„Es ist wirklich eigen, wie junge Leute, Knaben und Mädchen, und zwar nicht die gehaltlosesten, sich mehr zum Alter hingezogen fühlen, als zur Jugend. Kein Wunder, wenn das Alter freundlich und weise ist. Wieviel kann es uns dann geben, und wie gehaltlos ist gewöhnlich jugendliche Gesellschaft! Ich weiß es zwar nicht, glaube aber doch, es sei so auch in den höhern Ständen. Unser jugendliches Leben bewegt sich im Reiche der Dämmerung, der Träume; es fühlt sich selbst, kann sich aber nicht aussprechen, darum sucht es seine Klarheit in Euch, Ihr klaren, liebenden, gerechten Seelen, und glücklich, wenn sie so entgegenkommen wie mir. Ich verdanke die schönsten Erinnerungen meines Lebens meinen Großeltern und Ihnen und werde dankbar sein dadurch, daß, wenn Gott auch mir einen Herbst gibt, er ein freundlicher sein soll für jedes mir erreichbare jugendliche Gemüt. Ich werde mich bestreben, unerfahrenen Mädchen das zu sein, was Sie, geliebter Freund, mir jetzt sind. Gelingt mir solches, dann wird mein Herbst die schönste, oder besser gesagt, die segensreichste Jahreszeit sein. Von wieviel Jammer man auch hört und liest, aber die Tage des Alters, mir wollen sie – wenn nur Gesundheit und warmes Herz uns nicht verlassen – gar nicht schrecklich scheinen...“

Den 3. September: „...Unzählige glückliche Stunden haben Sie mir in diesem Jahre gegeben, und ich mag gar nicht daran denken, daß Jahre kommen sollten, wo ich diese vermessen müßte.

Befangen und ängstlich über meinen etwas kühnen Schritt, trat ich Ihnen zuerst entgegen. Ein kaltes Wort von Ihnen hätte mich damals auf immer verscheucht. Aber wie warm und liebevoll reichten Sie mir die Hand! Ich habe sie festgehalten, und trotz des Unterschiedes an Alter, Bildung, Lebensverhältnissen usw. usw. ist es nicht eine bloße Protektion von Ihnen und Dankbarkeit von meiner Seite geblieben: das ist echte Seelenfreundschaft, wie nicht alle Menschen das Glück haben sie zu kennen...“

Den 4. November: „...Der Herbst war mir früher als Kind die liebste Jahreszeit wegen der Äpfelverkäuferinnen. Später, als ich selbsttätig in die Haushaltung eingreifen mußte, war er mir die unangenehmste wegen der sich drängenden Geschäfte. Es fiel mir damals noch nicht ein, daß in diesen oft langweiligen, mühsamen Arbeiten ein wundersames Leben wohne, das selbst einen feurigen, aufstrebenden Geist fesseln und befriedigen kann: das Leben der Liebe, die in Demut und Geduld sich selbst aufopfert, um zu erfreuen, wo sie darf, zu trösten und zu lindern, wo sie kann, und mit jedem ihrer Dienste eine Blume mehr in den Kranz flicht, der die Weihe des Familienlebens ist und für alles keinen Ruhm, keinen Lohn verlangt, denn der höchste, dessen sie bedarf – Gegenliebe der Ihrigen – kommt ihr von selbst entgegen. Eine solche Liebe ist auch der Talisman gegen jeden unheiligen oder düstern Gedanken. Möchte sie doch jedem Weibe gegeben sein!...“

Den 31. Dezember: „Am heutigen Abend steigt wohl so manche stille Bitte, so mancher laute Wunsch für eigenes und fremdes Wohl zum Himmel empor. Es wäre interessant, jetzt einen Blick in die Herzkammerlein zu tun, im ruhigsten selbst wird's wogen, und rosige und schwarze Wolken werden sich jagen. Wie das Kind vor der Tür, hinter welcher eben sein Weihnachtsbäumchen angezündet wird, so steht der Glückliche an der Schwelle des neuen Jahres, und der Leidende legt einen neuen Perlenkranz auf das Grab seiner Hoffnungen. Und ich – heiter hat es für mich begonnen, Weihnachtsbäumchen soll es mir werden. Nicht bunten Glanz, aber eine geweihte, ruhige Stimmung möge es mir bringen!“

Den 23. März: „Und Sie, mein Freund, wie geht es Ihrem Neuen Testament? Es muß doch wohltuend sein, an so etwas zu arbeiten, die Worte des Erlösers gleichsam selbst zu denken, zu sagen und sie so recht innig, klar und tief den Seelen unserer

romanischen Landsleute einzuprägen, Vermittler zu sein zwischen dem Göttlichen und ihrem einfachen Gemüte, und als wohltuende Erinnerung einen geistigen Blick tun zu können ins trauliche Stübchen, wo das greise Mütterchen über ihrem Neuen Testamente die Hände faltet, daraus Trost und Hoffnung schöpft für den nahestehenden Weg in ein anderes Leben, und daneben mit großmütterlich verhätschelndem Schelten die muntern Enkel Sprüche lehrt. Solch ein Wirkungskreis, solche Rückblicke sind schön und können einen sanften Feierabend bereiten...“

Den 15. Mai: „Was Ihre Bibelübersetzung betrifft, so fürchten Sie, unsere ehrwürdige romanische Sprache gehe wenigstens bei unserer diesseitsbergischen protestantischen Bevölkerung ihrem Grabe entgegen. Das wäre doch recht schade! So wenig eigentliche Schönheit die gute Rätlerin besitzt, ein Immortellenkranz gebührt ihr doch. Lassen Sie Ihre Übersetzung diesen sein!

Sie greifen meine Philosophie an, und wohl mit gutem Grund, denn ich philosophiere nur, wenn ich schlechter Laune bin, und trage dabei verschiedene Brillen, die mir den gleichen Gegenstand bald rosenrot, bald dunkelgrün färben, doch in meinen Ansichten über Töchtererziehung glaube ich nicht – in bezug auf unsere Landmädchen – so sehr aus dem Wege zu sein. Stellen Sie die beste Frau, mit gebildetem Geist, in den Kreis von sehr braven Leuten, die aber nicht das Glück hatten, mehr zu lernen, als gerade für ihren Beruf nötig ist: dieser Frau muß es denn doch, bei aller Hingebung und Pflichttreue, zuweilen langweilig werden, immer nur von Kühen und Feldarbeit, Spinnen und Weben zu hören, während eine andere, die mit ihrem Manne auf gleicher Bildungsstufe steht, in eben diesen Geschäften und ihrer treuen Erfüllung ihren Himmel findet, oder jedenfalls ihrem Manne ein verwandtes und also wohl geliebteres Wesen sein muß. Denn was die Liebenswürdigkeit betrifft, so liegt sie bei einer Frau gewiß mehr im Gemüte als im Geiste, und Geist und Gemüt kommen mir vor wie zwei Waagschalen: liegt in der einen zuviel, so flackert die andere wie leer in die Höhe...“

Anfangs August dieses Jahres [1856] erschienen nun, ohne Vorwissen der Verfasserin, die „Gedichte eines bündnerischen Landmädchens“ im Druck. Die getäuschten Erwartungen, welche die Dichterin vor einem Jahre diesfalls betrübt hatten, bestimmten mich, ihr dies Jahr um dieselbe Zeit eine unerwartete Freude zu bereiten. (Herr Stötzner in Schaffhausen hatte sich nämlich gleich

nach Erscheinung der beiden ersten im Alpenboten mit dem Anerbieten an die Dichterin gewandt, den Druck zu übernehmen. Sie waren ihm im Sommer auch wirklich zur Einsicht übersandt und ihm zugleich die Bedingungen gestellt worden, unter welchen man sie ihm überlassen wolle. Allein der Buchhändler, der vermutlich auf diese Weise den Vorteil nicht fand, den er mit seiner Spekulation beabsichtigte, sandte sie mit der Bemerkung zurück, daß die geschriebenen den gedruckten zu weit nachstünden, und so unterblieb der Druck.) Ich bestritt Druckkosten und Einband, mit dem Vorsatz, aus dem Erlös meine diesfälligen Auslagen zu decken und den Überschuß der Verfasserin gewissenhaft zuzustellen. Meine einzige äußere Belohnung für diese Mühe sollte die Freiheit sein, Exemplare davon nach Belieben an meine Freunde verschenken zu dürfen. Die zwei ersten Exemplare gingen aber das eine nach Sarn an die Dichterin, das zweite nach Bad Fideris an ihre Mutter, die sich gerade dort befand.

Ninas Antwort, den 11. August: „Hier, mit meinem wackeligen Maiensäbtischchen, mit Schreibzeug kärglich versehen, spreche ich meinen innigsten Dank in einem Briefe aus, von dem ich nicht weiß, ob er Sie noch in Chur treffen wird. Ich war überrascht, ja fast entzückt über das gedruckte Bändchen, und in der Freude meines Herzens zeigte ich es gestern, Sonntag, mehreren mir befreundeten Sarnern, als sie uns auf den Grat begleiteten, wo wir Predigt und eine fröhliche Versammlung hatten, da jetzt alles wieder auf den Maiensässen ist...“

Den 28. August: „Ich habe mein wackeliges Maiensäbtischchen, meine frische Quelle und meine Nachbarin, die Alp, verlassen und sitze wieder hier an meinem alten traulichen Tische, an dem ich Ihnen schon so oft geschrieben und der Zeuge von so manchen herzlichen Gedanken an Sie gewesen ist, und beantworte Ihren lieben Brief. . . . Aber es leben die Frauen! Wäre die liebe Frau Professorin nicht gewesen, Sie hätten doch vielleicht mit dem Drucke meiner Gedichte ein wenig gezaudert und ich ein wenig geschmolzt. Mag auch das Ding seine Dornen haben – ich glaube daran und sehe sie im Geiste vor –, kann ihnen auch vielleicht nicht ausweichen und übernehme sie. Denn trotz dieser Dornen, vor denen Sie mich auch früher schon gewarnt haben, ist es mir, als wäre mir eine Zentnerlast von der Seele genommen. Diese Gedichte wollten ans Licht und ließen mir keine Ruhe. Nur wer es selbst erlebt, kann dies begreifen. Es war ein eigentüm-

liches Gefühl, das mich seit einigen Tagen geplagt und dessen ich nun los bin. Ich wurde wie von einer fremden Macht getrieben, damit an die Öffentlichkeit zu treten, was doch sonst meiner schüchternen, stillen Natur ganz zuwider ist. Denn ich zog mich ja sonst überall zurück und kannte sozusagen keinen Ehrgeiz, kein Gefallenwollen. Dadurch bin ich nun aus meiner Geborgenheit getreten, und es mag nun gehen wie es will, da ich es doch selbst gewollt habe. Mit getrostem, heiterem Blick schaue ich daher auch in die Ferne und hoffe die Ruhe und Haltung mir zu erhalten, die ich mir vorgezeichnet hatte...

Noch muß ich Ihnen eine Schilderung von unserer letzten Fahrt nach dem Heinzenberger Grat am letzten Sonntag mitteilen. Sie kennen jene schöne, grüne Bergspitze. Denken Sie sich noch dazu auch einen reinen, tiefblauen Himmel vom 10. August und eine Sonne, die an diesem Tage unten im Tale so glühte und sengte, oben aber uns nur die lieblichste Wärme fühlen ließ. Der Einfall, da eine Predigt zu halten, kam von unserm Herrn Pfarrer Martin, und es war ein guter, denn unten in Sarn würde die Predigt weniger besucht gewesen sein als oben im herrlichsten Tempel, von höherer Meisterhand erbaut. Statt feuchten Steinbodens hatten wir da die weiche grüne Decke, duftend von frischen Alpenkräutern und Blumen, die Wände ein reicher Gebirgskranz, nach dem das Auge so glücklich hinschweift, vom Erhabenen zum Lieblichen, und überall entzückt.

Herr Pfarrer las zuerst den 104. Psalm und hielt dann einen Vortrag, der, wie alle seine Predigten, klar, gedankenreich und blühend war. Psalm und Rede wurden durch die Umgebung auf eine eigene Weise verständlich und anschaulich. Dabei hielt er von Zeit zu Zeit inne, machte eine Pause und ließ unsere Jugend Lieder singen, die er selber bezeichnete. Um ihn her standen hübsch gruppiert viele, meist junge Zuhörer. Hier die Sarner jungen Herren und Damen – ich meine dies wegen ihrer Strohhüte und reichlich flatternden Bänder, ihrer weißen, steifen Halskrausen und kecken, stattlichen Haltung –, dort ein Trupp demütiger, baarhäuptiger Serviermädchen, die mit sichtbarem Respekt, vielleicht auch nicht neidlos, auf diese heraufsahen, in einiger Entfernung noch eine andere Anzahl, noch dürftiger aussehender Meiersleute und Tagelöhner von Katzis und Domleschg, und um diesen ganzen Kreis von andächtigen und zerstreuten Menschen herum die Kühe, die heute ihre breiten Schellen trugen, damit

nicht selten Predigt und Gesang übertönten und nicht wegzubringen waren. Überall streckten sie in den Menschenkreis ihre langen friedlichen Gesichter und erregten dadurch Unmut bei den Ernstern und Lächeln bei den Schalkhaften, und dies besonders einmal, als zwei die eine rechts, die andere links vom Pfarrer sich stellten und ganz feierlich dreinschauten.“

Den 30. September: „Seit einiger Zeit habe ich mich sozusagen ordentlich in die Besetzung meiner Väter eingesponnen, da in Haus und Feld gearbeitet, soviel sich mit Anstand tun ließ, den Menschen auszuweichen. Ich bin wirklich ein wenig leutescheu geworden, solange der Gedanke noch neu ist, daß meine innersten Gefühle nun das Eigentum aller geworden sind und daß davon viel gesprochen wird. Denn daß dieses der Fall ist, weiß ich trotz meiner Zurückgezogenheit. Keine meiner ländlichen Freundinnen besucht mich, ohne darüber Geschichten zu erzählen, die für mich bald erfreulich, bald zu ernstem Nachdenken anregend sind. Die guten Leute können gar nicht begreifen, daß ich keinen Schatz gehabt, da ich doch so zärtliche Lieder gedichtet, und verwundern sich über die Maßen, daß ich den Herrn Liebsten nie gekannt. Dem Himmel sei Dank, daß die Sonette weggeblieben sind! Wären nur auch die vielen Nonnen weg! Man fragte mich neulich, ob ich katholisch werden oder einen Katholiken heiraten wolle, daß ich soviel Liebe für die Klöster zeige. Allerdings sind auch diese vielen Klostersgeschichten etwas wunderliche Gegenstände für die Muse eines protestantischen Mädchens aus dem 19. Jahrhundert.

Die mir gesandten fünfzig Exemplare sind nun fast alle verschenkt. Sie flogen weg, ich weiß selbst nicht wie. Einige Leute wollten entleihen, andere kaufen, und sahen mich dabei so respektvoll und bittend an, daß ich in meiner Großmut dachte, wer sich am meisten darum kümmere, sei dieses kleinen Geschenkes am würdigsten, und wirklich wurde mir von solchen am herzlichsten gedankt, von denen ich es am wenigsten erwartet hätte. Ein Schranser schickte mir einen kolossalen Kratten voll roter und schwarzer Kirschen, mit hübsch dazwischen gelegten Blättern, und drückte in einem beigefügten Billet den Wunsch aus, diese möchten mir soviel Vergnügen machen, wie ihm meine Gedichte gemacht hätten.

Möchten wir Sie bald hier sehen, doch morgen wenigstens droht ein Regentag und vielleicht schon bald die silberne Grabesdecke der Flur, wenn man den Wetterpropheten glauben kann.

Du weinst, Natur, und läßt in stiller Trauer
 Den langen Nebelschleier niederwallen,
 Die Blumenkron, die deiner Stirn entfallen,
 Ersetzt ein Silberreif, du fühlst's mit Schauer.

Das Gedichtchen läßt sich zum Sonett an, morgen den Schluß...“

Den 7. Oktober: „Meine Briefe an Sie, mein Lieber, sind mir doch eine Art Tagebuch, worin ich mein Innerstes niederlege, und ich weiß, daß Ihr Lächeln, zuweilen auch eine Träne darauf weilen wird. Mein vergangenes und gegenwärtiges Leben zieht eben so deutlich an mir vorüber, wenn ich mich mit Ihnen unterhalte, wie wenn ich es nur bei mir selbst überschauere. Ich sehe das Ideal meiner Jugend, das darin bestand, meine Eltern nie zu verlassen und ganz ihnen und der Dichtkunst zu leben, wie ich mich dann in der Hoffnung, mich in letzterer auszubilden, anfangs so schüchtern Ihnen, mein Freund, nahete, wie dann das Schöne, das darüber gesagt wurde, auf kurze Zeit meinen einfachen Sinn bestrickte und andere Verhältnisse mich in eine weiche Stimmung versetzten und vorübergehend meine Ruhe störten, die sich aber durch Ihre Vermittlung wieder herstellte. Die Veröffentlichung meiner Gedichte hat mir schon viele heitere Stunden gewährt. Die Zurückgezogenheit meines Lebens, die Innigkeit, mit der ich für jedes mich umgebende Wesen, selbst für das geringste Tier fühle, machen mich natürlich gegen mancherlei Eindrücke fast wehrlos. Die zarte, sinnige Weise, mit der mir auch in dieser Zeit begegnet wurde, tut mir unbeschreiblich wohl. Doch daß mich jetzt so viele hätscheln, was mich übermütig machen könnte, wirkt nur, mich sanfter und bescheidener zu machen. ... Den Winter hindurch denke ich meine Freistunden angenehm benutzen zu können. Die Seelen allerliebster Lieder umflattern mich und warten nur auf günstige Zeit, sie ins Leben einzuführen. Ich freue mich deswegen auf den Winter, so unangenehm er mir sonst ist.“

Aus diesen dem Sinne nach überall und in der Form mit wenig Ausnahmen wörtlich gegebenen Auszügen aus den Briefen meiner jungen Freundin geht wohl sattsam hervor, daß das „bündnerische Landmädchen“, das durch die Erscheinung ihrer Gedichte so viel Aufsehen gemacht hat, nicht nur als Dichterin, sondern auch durch ihre innere Geistesbildung ein sehr merkwürdiges Mädchen ist. Ja ich habe die Überzeugung, daß, wenn etwa bei einer zweiten Auflage ihrer Gedichte diese Bruchstücke aus ihren

Briefen in dieselbe aufgenommen würden, sie der Verfasserin bei vielen nicht weniger Achtung und Bewunderung erwecken würden, als die Gedichte selbst. Schon viele haben sich angelegentlich nach ihren Lebensverhältnissen erkundigt, und was könnte ihnen wohl willkommener und belehrender in dieser Beziehung sein als dieser treue Abdruck ihres Gemütes, in traulichen Briefen an einen Freund, dem sie ihr höchstes Vertrauen schenkte.

Ich kann kaum sagen, wie viele angenehme Stunden und wie viel Freude mir diese Gedichte und Briefe in den zwei letzten Jahren bereitet haben. Sind doch Zutraulichkeit und Liebe, von welcher Seite sie auch kommen, etwas gar Erfreuliches und Anziehendes, von um so höherem Werte aber, wenn sie aus einer Seele fließen, auf die wir wohlthätig einzuwirken hoffen und der wir Hochachtung zollen können. In den älteren Jahren, wo es uns um so schwerer fällt, neue Freundschaftsbande zu knüpfen, sind uns Erscheinungen dieser Art doppelt angenehm, und so konnten denn die Reinheit der Seele, die schönen Talente und das volle Vertrauen, mit welchem dieses gute Mädchen mir entgegenkam, den erquickenden Eindruck auf mein Gemüt auch nicht verfehlen. Es entwickelte sich ein Verhältnis zwischen uns, welches man poetisch wohl platonische Liebe nennen könnte, die ich aber doch lieber meinerseits väterliche, ihrerseits kindliche Liebe nennen will, und die eben, weil sie in meinen Jahren so unerwartet war, mir so wohl tat und diesen Abschnitt des Lebens so sehr verschönerte.

Die alte Pfarrkirche S. Blasius in Tinzen.

Von Giatgen Grisch, Meilen.

In Zusammenhang mit dem großen Brand von Tinzen vom 17. März 1610, bei welchem fast die ganze Ortschaft innert andert-halb Stunden ein Raub der Flammen wurde, steht eine alte, weitverbreitete Überlieferung. Es heißt, daß, als der damalige Pfarrer mit dem Ciborium unter der Kirchentüre erschien, um dem verheerenden Feuer Einhalt zu erbitten, eine alte Frau ihm zurief: „Nussigner n'è navot, gè per sontg Plasch!“ (Der Herrgott ist nichts, holet den Sankt Blasius!) Aus dieser Äußerung ist nicht